

Nei au!

Autor(en): **Tobler-Schmid, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **227 (1948)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

führung des handförmigen Flachdochtens mit einem Schraubebrenner verbessert. Dies geschah um 1780. Früher mußte man den Docht, so wie er heruntergebrannt war, ständig mit einem Haken herausziehen. Seit 1783 wurde dieser Flachdocht durch den röhrenartigen Hohldocht mit Rundbrenner ersetzt, eine Erfindung des Senfers Aimé Argand (1755–1803). Dem Rußen, Flackern und Rauchen der ungeschützten Flamme, die auch einen schlechten Geruch verbreitete, half kurze Zeit darauf die vom Franzosen Guinque gemachte Erfindung der Glaszylinder ab. Die auf diesem Prinzip fußende Lampe hat sich mit den mannigfaltigsten Verbesserungen bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Als

Brennstoff diente immer noch Öl. Die Anwendung des Petroleum als Lichtquelle um 1850 hat dann einen der bedeutendsten Fortschritte in der Beleuchtungstechnik gebracht. Doch wurde diese mit der Einführung des Gaslichtes in den 1880er Jahren wieder auf eine ganz neue Basis gestellt, vom einfachen Brenner bis zum Gasglühlicht.

Einen völligen Umsturz brachte dann die Einführung des elektrischen Lichtes.

Der moderne Mensch kann sich kaum vorstellen, unter wie unzureichenden und primitiven Beleuchtungsverhältnissen unsere Vorfahren gewirkt und gelebt haben.

Der erste glückliche Tag im Leben eines Kaufherrn

Christian Fürchtegott Sellert, der lebenswürdige Dichter so vieler Kirchenlieder, war bekanntlich Professor in Leipzig zur Zeit als Goethe dort studierte. Professor der Moral. Aber Sellert hielt über die Moral nicht bloß vom Katheder herab Vorlesungen, sondern er zeigte selber durch sein Leben, was Moral ist, wie man handeln und wandeln soll. Er war ein Mann mit weitem Herzen und offener Hand.

Wie er einst auf den Wällen Leipzigs spazieren geht, sieht er vor sich eine Frau wandern, die bitterlich weint. Er holt sie ein und sagt:

„Hör Sie doch, Frau!“

Sie aber: „Ach, er kann mir doch nicht helfen.“

„Sag Sie mir doch, was ist Ihr denn?“

„Ach, heut morgen ist uns befohlen worden, sofort unser Haus zu verlassen. Mein Mann liegt schwer krank, wir haben nichts zu essen und den Mietzins konnten wir nicht zahlen. Unser Wirt, der reiche Kaufmann, will nicht warten. Ich weiß nicht mehr, wohin.“

„Wieviel beträgt denn der Mietzins?“

„Dreißig Taler, Herr.“

Sellert war keineswegs einer von den glänzend besoldeten Professoren, sondern mußte sich ehrlich durchschlagen; aber er suchte die dreißig Taler, wie es eben ging, zusammen und sagte fröhlich:

„Nun, Frauchen, geh' Sie um 12 Uhr zu jenem reichen Herrn, aber nicht vorher, hör' Sie, und geb' Sie ihm das Geld; aber Sie sagt ihm kein Wort, wer Ihr das Geld gegeben.“

Gleich darauf machte sich Sellert selber auf zu jenem Kaufmann. Der empfing den berühmten Professor sehr höflich.

Im Laufe des Gesprächs sagte Sellert:

„Ein so reicher Mann wie Sie wird gewiß von seinem Reichthum auch den besten Gebrauch machen. Und da ich das doch gern auch meinen Studenten sagen möchte, komme ich zu Ihnen, um von Ihnen zu lernen, wie man mit seinem Gelde Freude macht.“

Der gute Mann war in seinen Gedanken noch ganz in seinem Hauptbuche mit „Soll und Haben“ und wußte nicht, was er sagen sollte. Jetzt fing Sellert an, begeistert von der Freude und Seligkeit des Wohltuns zu sprechen.

Der Kaufherr wurde tief bewegt. Gerade als Sellert ihm nahe ans Herz gegriffen, stürzt jene arme Frau herein und ruft:

„So Herr, hier sind Ihre dreißig Taler!“

„Ach, gute Frau,“ sagte der Kaufmann freundlich, „das hätte ja gar nicht so pressiert.“

„Was, nicht pressiert? Haben Sie uns nicht heute mittag hinauswerfen wollen, meinen kranken Mann und meine Kinder? Und wenn der Herr da nicht gewesen wäre – ja,“ rief sie, „winken Sie nur, ich soll's nicht sagen! – so lägen wir jetzt auf der Straße.“

Mit welchen Augen der Kaufmann unjeren Sellert anschaute, läßt sich nicht sagen. „Ach, ich sehe,“ sagte er, „daß Sie nicht nur ein Professor der Moral sind, sondern auch ebenso schön handeln; so lehren Sie mich's auch, kommen Sie, wir wollen zu dem kranken Manne gehen.“

Er ließ anspannen, sie fuhren hin und fanden großes Glend. Tief ergriffen ließ der Kaufmann den Kranken sogleich nach dem Krankenhaus bringen, den ältesten Sohn nahm er zu sich und sagte: „Von nun an gehört die Familie mir. Ihnen, Herr Professor, muß ich gestehen, das ist heute der erste Tag meines Lebens, an dem ich glücklich gewesen bin; nun weiß ich, was Leben ist, und das will ich Ihnen ewig danken.“ J. N.

Hei an!

's jung Mägtli mues vom Esse weg,
wil dosse näbert lüütet.
Si Meischteri säät, gang no schnell
go luege, was's bedüütet!

Bert onderdeß de Kafi halt,
das cha deer nünnte mache;
vom halte Kafi wert mer schö . . .
Drab mag das Mägtli lache!

Droff froogets denn, wos wider chonnt
ganz ernschilli ond mit Bsine:

„De Kafi, der wär jese halt,
isch gliich, wenns Milch hed dine?“

Frieda Tobler-Schmid.